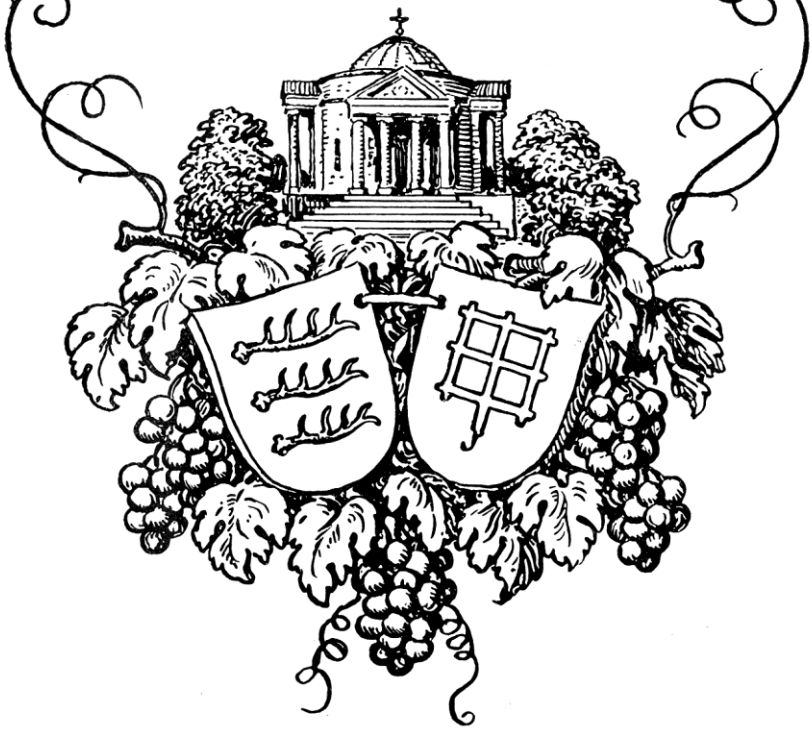
Rotenberg mit dem Württemberg



Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart

G. Kill

Im Selbstverlag des Verfassers
Druck von M. Ableiter, G. m. b. H., Stuttgart-Untertürkheim

Inhalt.

Grüß Gott! 3
Ein Gang durchs Dorf 5
Weihe der Burgkapelle 1083 9
Schickſale der Burg 11
Der Rotenberg 13
Nikodemus Friſchlin als Gefangener und ſein Verräter 15
Ein ſonderbarer Junker 17
Der Hallſtatthäuptling auf dem Württemberg (Phantaſie) 20
D' Rot'berger 24
Freiheitsbrief vom Jahre 1478 27
Kampf um die Freiheiten 29
Hochwacht und Lärmkanone 31
Schwere Zeiten 34
Unſer Dorfſchmied 45
D'r Matthäus 48
David Pfeffer in Rotenberg 50
Die Dorfkirche 51
Der Glocken Gruß 53
Was die Großmutter von ihrer Konfirmation erzählt 55
Urgroßvaters Hochzeit 57
Eine merkwürdige alte Sitte bei Beerdigungen 61
Unſere Schule 62
Die Wedde 67
Von den Brunnen 69
Brunnenweihe in Rotenberg 73
Ein Gang durch die Markung 77
Der Hirte auf der Egelſeer Heide 84
Vom Weinbau 87
Hundert Jahre Gemeindekelter 90
Weingefälle 93
Herbſtordnung 96
Weinleſe vor 100 Jahren in Rotenberg 98
Die Sage vom treuen Johannes 100

Phot. von Emil Roth, Eßlingen.

Grüß Gott!

Grüß Gott in meinem Rotenberg
Beim vielgenannten Württemberg
Im Heimatland der Schwaben!
Hier dringt der liebe Sonnenſchein
Recht warm ins offene Herz hinein.
Wo kannſt du's beſſer haben?

Tritt ein! Mein Dörfchen iſt zwar klein,
Nicht allzugroß das Häuschen mein,
An Gold fehlt's hin und wieder.
Im ſchmucken Stübchen und bei Tiſch
Gibt's Menſchen fromm und treu und friſch,
Die Bruſt voll Lieb und Lieder.

Grüß Gott, wo rings die Rebe rankt,
In friſcher Luft der Kirſchbaum ſchwankt
Und tauſend Vöglein ſingen.
Gott ſegne dieſes ſchöne Land
Und knüpfe feſt das Freundſchaftsband;
Laß unſer Tun gelingen!

Quellen.

Staatsarchiv in Stuttgart.
Filialarchiv in Ludwigsburg.
Akten und Bücher im Rathaus.
Beſchreibung des Oberamts Cannſtatt vom Stat. Landesamt.
Aufzeichnungen von Pfarrer Beutter im Gemeindeblatt.
Erzählungen älterer Ortsbewohner.
Die Geſchichte der Burg iſt der einſchlägigen Literatur entnommen.
Titelbild von C. Schmauk.

Alle Rechte vorbehalten.

Ein Gang durchs Dorf.

Wer von Untertürkheim her durch den Hohlweg aufwärts ſteigt, ſieht gleich beim Ueberſchreiten der Rotenberger Markung, beim ſog. Zuckerhäusle rechts einen ſteilen, ſteinigen Weg abbiegen. Es iſt immer noch derſelbe, auf dem vor Jahrhunderten ſtolze Ritter und ſchmucke Edelfräulein auf mutigen Roſſen zur Burg hinangeſtiegen ſind. Wir gehen zwiſchen Weinbergen, dann unter ſchattigem Grün der überhangenden Nußbäume dahin. Beim erſten Haus biegt von links die Straße in ſcharfer Haarnadelkurve ein. Sie iſt erſt im Jahre 1925 mit einem Koſtenaufwand von 132 000 Mark fertig geſtellt worden. Ihre Steigung beträgt nur noch 7—8½%, während bei der alten Straße Stellen mit 18% zu überwinden waren. Schweißtriefende Pferde, hartſchnaufende Kühe ſchleppten damals ihre bleiſchweren Laſten nach oben und die Buttenträger mußten gar manchesmal Halt machen, um Atem zu ſchöpfen. Mit Sorge ſah man ſchwerbeladenen Weinfuhrwerken nach und man war froh, wenn ſie die ſteilſten Punkte ohne Zwiſchenfall hinter ſich hatten. Die Straße führt an der Kelter vorbei und biegt beim „Pfahlmarkt“ ſcharf links. Die Fortſetzung nach Untertürkheim iſt erſt um 1820 von der Kgl. Hofdomänekammer, welche auch den Platz dazu käuflich erworben hatte, angelegt worden. Rotenberger und Untertürkheimer haben damals freiwillig und fronweiſe die erſte Planierung ausgeführt.

Unſer Weg führt weiter zu der Stelle, wo der Reſt der alten Straße einbiegt bei dem Hauſe mit dem Berner'ſchen Wappen. Der Name Hanfreiße, den dieſe Stelle führt, rührt von einem kleinen Weiher her, der allerdings ſchon ſeit 100 Jahren verſchwunden iſt. In früheren Zeiten baute man nämlich hier auch etwas Hanf und Flachs und kaufte noch rohe Stengel dazu. Nach dem Abrüffeln der Früchte wurden die Geſpinſtpflanzen in Büſchel gebunden und in das Waſſer der Hanfreiße gelegt. Hernach mußten die Hanf- und Flachsſtengel im kurzen Graſe ausgebreitet liegen, damit im Regen und Sonnenſchein die Angeln mürb und ſpröd werden ſollten. Emſig arbeiteten Frauen und Mädchen an ihren Brechen, Schwingen und Hecheln, um reines Werg zum Spinnen und Weben zu bekommen, und weithin war den Sommer über am Rain das zum Bleichen ausgebreitete Tuch zu ſehen.

Wer oben angekommen iſt, den ladet die hübſche Brunnenanlage zur kurzer Raſt ein. Noch bis 1925 war hier eine Wedde und Enten trieben darauf ihr munteres Spiel. Gegenüber ſteht das Schul- und Rathaus auf dem einſtigen „Wäſemle“, wo unſere Vorfahren an lauen Sommerabenden traulich miteinander ihren Feierabend verbrachten. Wer vor Jahren auf der Wahl war, ob er in Rotenberg oder in Uhlbach einkehren ſollte, der

durfte nur in die „Krone“ gehen, ſein erſtes Viertele im Wirtslokal und das zweite im Nebenzimmer trinken, dann war beides zugleich geſchehen. Ein feiner Ausweg für ſpäte Gäſte zur Zeit der mitternächtlichen Polizeiſtunde! Im Juli 1901 aber iſt eine Markungsregulierung vorgenommen worden und ſeither ſteht auch die ſüdliche Häuſerreihe ganz auf Rotenberger Markung.

Das Gemeindebackhaus wurde 1875 erbaut. Darin gingen zahlloſe Rebbüſchel in den Flammen auf, als das Backen eines Brotlaibs anderweitig Millionen koſtete.

Beim „Hirſch“, wo einſtens Pfeffer von Stetten ſeine Späſſe machte, gerne trank und ungern zahlte, mündet von links die Brunnenſtraße, vor 1927 Weckenſchnittengäßle genannt, weil hier Bäckermeiſter Kuhnle vor 120 Jahren beſonders beliebte Schnitten zu backen verſtanden hat.

In der Kirchgaſſe iſt am Hauſe links auf einem Gedächtnisſtein zu leſen: „An Gottes Segen iſt alles gelegen. Johann G. Winſch und deſſen Hausfrau Anna Caterina Winſchen. 1729.“ Das letzte Haus vor dem Plan iſt das einſtige Schul- und Rathaus. Der untere Teil des Kirchturms mit gotiſchen Fenſtern iſt noch ein Reſt der 1497 erbauten Kapelle, welche inmitten eines kleinen Friedhofs geſtanden iſt.

Wir gehen zurück zum „Hirſch“ und oſtwärts auf der Straße weiter. An einem zurückſtehenden Giebel links fällt unſer Blick auf das Jugendbildnis des Dichters Wilhelm Hauff, in Stein gehauen. Es iſt von einem einfachen Weingärtner gefertigt worden. (S. Matthäus.)

Die Inſchrift von 1738 mit den Namen Johannes und Anna Margaretha Lutz in einem Eckſtein des nächſten Hauſes zeugt davon, daß der Weingärtner vor 200 Jahren genau ebenſo wie heute gewußt hat: „An Gottes Gnad und reichem Segen iſt aller Menſchen Tun gelegen.“

Die hintere Wand des erſten Hauſes rechts ſteht auf einem Ueberbleibſel der einſtigen Befeſtigungsmauer.

Links ladet Gaſthaus und Metzgerei zum Ochſen zur Einkehr, rechts ein Kaffee mit Süßigkeiten. Wir ſehen die Stettener Straße hinaus bis zum Nußbaum. Dort beginnt die untere Hundsnaſe, deren Straße erſt 1928 tiefer und weniger ſteil gelegt worden iſt. Rechts erhebt ſich der Krähenbühl. Aus einem Steinbruch eben dort wurde der grüne Schilfſandſtein zum Bau der Kapelle gebrochen. Auf dem Hügel ſteht die Schaller'ſche Villa.

Beim Konſumladen (ſeit 1913) führt die Grabenſtraße in nördlicher Richtung dahin über den aufgefüllten Befeſtigungsgraben außerhalb der einſtigen Mauer. Hier war noch vor 120 Jahren die Grenze des Dörfleins. Rechts ſteht im Hintergrund die 1910 erbaute und 1924 erweiterte Turn-

halle und davor ein Gedenkſtein für die im Weltkrieg gefallenen Vereinsmitglieder. Schon im Jahre 1899 iſt der hieſige Turnverein gegründet worden. Friſche, frohe Menſchen ſcharen ſich zuſammen und pflegen das Turnen nach dem Vorbild des großen Meiſters Jahn. Mit welcher Gründlichkeit hier gearbeitet wird, zeugt eine große Zahl ehrenvollſter Preiſe. Wo Grabenſtraße und Torgaſſe zuſammentreffen, muß vor Jahrhunderten eine Brücke geweſen ſein und in unruhigen Zeiten iſt ohne Zweifel auf das Tor ein beſonderes Augenmerk gelegt worden.

Dort iſt im Jahre 1904 ein Gemeindehaus, eine Pflegſtätte der Einigkeit, gebaut worden mit der Inſchrift: „Frühe ſäe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab.“ In dieſem Gebäude hat die Kleinkinderſchule ihr dauerndes Heim gefunden; und ſeit 1924 iſt auch die zweite Schulklaſſe darin untergebracht. Wieviele belehrende, anregende und fröhliche Stunden ſind hier erlebt worden bei Verſammlungen, Vorträgen, Singſtunden und Feſtlichkeiten. Oben befindet ſich der Kirchengemeindeſaal mit einer reichhaltigen Bibliothek des Männervereins. Niemand mehr möchte dieſe Räume miſſen. Zuvor iſt ein Armenhaus an dieſem Platz geſtanden und man wundert ſich, daß es auch ſchon früher Wohnungsnot geben konnte; denn eben deshalb hatten ſich 1865 Leute in dieſe armſelige Hütte eingemietet.

Hinter dem Gemeindehaus liegt der Friedhof, der auch ſchon vorhanden war, als bei der Ortskapelle ein kleiner Kirchhof lag. Wenn die Räder der Zeit unaufhaltſam, ewig gleich ſich drehen, hier ſcheinen ſie ſtille zu ſtehen. Die fernſten Jahrhunderte finden ſich wieder; denn die heimatliche Erde bettet zum Staube der Ahnen einſt auch die Menſchen von heute. Und über den Hügeln, von Tränen des Schmerzes genetzt, verkünden Steine und Kreuze von der großen Hoffnung des Menſchengeſchlechts.

Von der Rainſtraße genießt man zwiſchen Roſenbäumchen und blühendem Flieder hindurch eine ſchöne Ausſicht gen Weſten. Der Weg führt über die Vorſtadt zur Schloßſtraße. Rückwärts hebt ſich der Kernenturm über die bewaldete Kuppe. Wir blicken hinüber über das zwiſchen Weinbergen und Obſthalden reizend gelegene Uhlbach zur Katharinenlinde und zur Rüderner Höhe mit dem Melacsturm. Von ferne herüber grüßen die Berge der Alb, die Teck mit ihrem kecken Turm, der Neuffen mit ſeinen ſchroffen Felſen, der ſagenumſponnene Lichtenſtein. Auf dem in der Sonne glänzenden Neckarſpiegel gleiten Boote dahin und bei der Badeinſel herrſcht feuchtfröhliches Leben. Züge durcheilen das Tal, Autos huſchen auf den Straßen dahin und beleben den Verkehr in arbeitsfrohen Städten und Dörfern. Ueber das Neckartal hebt ſich die Filderebene. Neugierig blickt Stuttgart über den Rand ſeines Talkeſſels. Gegen Weſten breitet ſich eine kornreiche

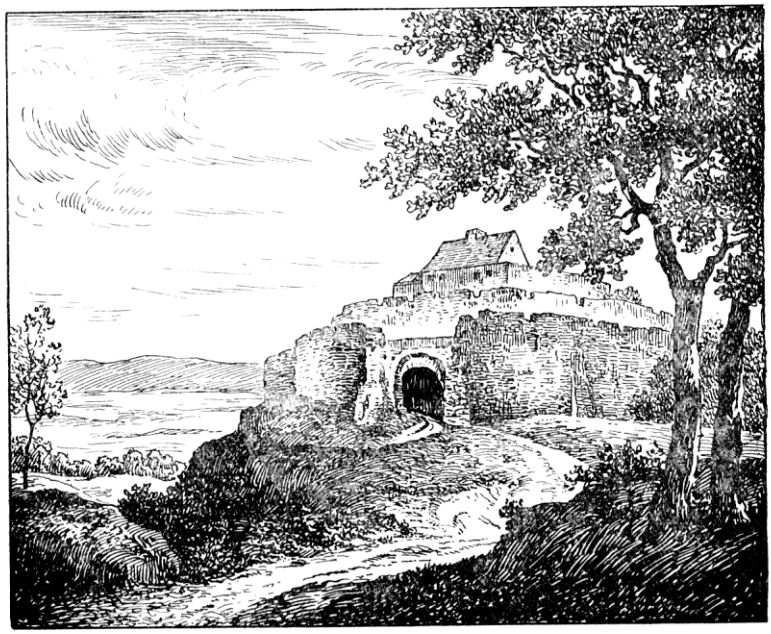
Ebene und hinter Aſperg und Wunnenſtein zeigen ſich am Horizont Schwarzwald und Odenwald.

Wir wenden uns zur Kapelle hin. Es iſt ein ſteinerner Rundbau aus grünem Schilfſandſtein. Seine Kuppel trägt ein weithin ſichtbares vergoldetes Kreuz. Schlanke joniſche Säulen tragen auf drei Seiten Vorhallen mit griechiſchen Giebeln. Auf breiten Treppen gelangt man zum Haupteingang und dann in die einfach, aber edel ausgeführte Rotunde. Durch das Glas der gewölbten Kuppel fällt gedämpftes Licht in den geweihten Raum. Kunſtvoll aus Marmor gehauen ſtehen in Niſchen die vier Evangeliſten. Im Hintergrund befindet ſich das Allerheiligſte, welches nach der Lehre der griechiſchen Kirche von keinem weiblichen Weſen betreten werden darf. Zur Linken ſieht man den Stein, der den Geburtstag von Württembergs Stammſchloß urkundlich meldet. Eine Treppe führt hinab in die ſtille Gruft, dem Ruheplatz eines Königspaares und deſſen einziger Tochter. Und die Inſchrift an der Oſtſeite der Kapelle meldet: „Seiner vollendeten, ewig geliebten Gemahlin, Katharina Paulowna, Großfürſtin von Rußland, hat dieſe Ruheſtätte erbaut, Wilhelm, König von Württemberg im Jahre 1824.“

Wir verlaſſen den Württemberg, der übrigens erſt wieder ſeit 1907 ſeinen geſchichtlichen und urſprünglichen Namen trägt und halten kurz Raſt im Dorfe bis zum Abend. Man muß es geſehen haben, dieſe maleriſche Farbenfülle, welche der feurige Ball über die Landſchaft gießt, ehe die Sonne hinter dem Burgholzhof verſchwindet. Dann ſammeln ſich die Dorfbewohner in ihren traulichen Stuben im Schein des elektriſchen Lichtes, der um 1909 den matten Schein der rußigen Oellampe verdrängt hat. Helle Straßenlichter haben 1913 den Dienſt des Nachtwächters in anderer Weiſe übernommen.

Unvergleichlich ſchön iſt der Abſtieg. Drunten im Tale glänzt und gleißt es bei den Wohnſtätten der Menſchen, gleich als ob unzählige Strahlen der untergegangenen Sonne zurückgeblieben wären, um tauſend buntfarbige Edelſteine in hellem Glanze leuchten zu laſſen. Und drüber prangt in majeſtätiſcher Erhabenheit der unendliche Sternenhimmel.

„Das ſchöne Schwaben iſt mein Heimatland!“



Burg Württemberg.

Nach einem Originalgemälde des ehem. Hofmalers Otto Müller (1780—1835), gezeichnet von Carl Schmauk.

Weihe der Burgkapelle 1083.

Stolz und ſtark und ſchön zugleich ſtand die neuerbaute Burg Württemberg auf ihrem ſanft gerundeten Ausläufer des Schurwaldes. Nach jahrelanger ſchwerer Arbeit war das edle Bauwerk vollendet. Ritter Konrad machte einen Rundgang über die drei Ringmauern, dann durch die Stallungen mit ſchmucken Pferden, durch die Nebengebäude und verweilte endlich im Herrenhaus. Seine Augen leuchteten und zufrieden ſagte er vor ſich hin: „Nun bin ich wie ein anderer Ritter wert.“

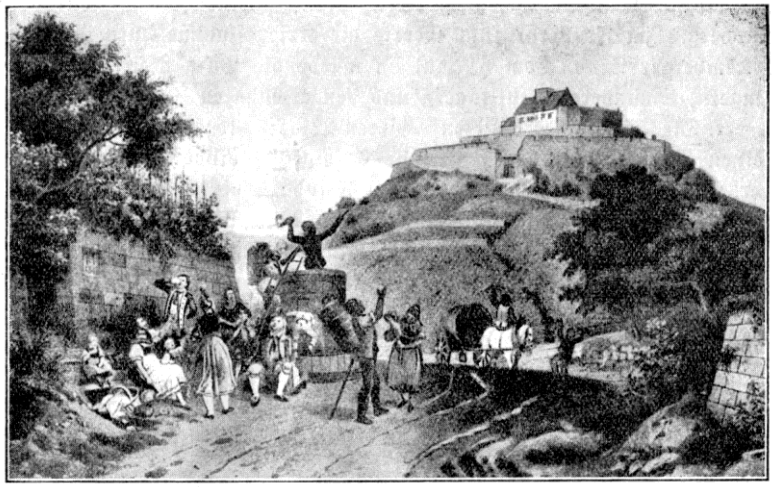
Am 7. Februar des Jahres 1083 war großer Feſttag auf Burg Württemberg, denn die Kapelle ſollte ihre Weihe empfangen. Das hätte eigentlich durch Biſchof Otto von Konſtanz geſchehen ſollen. Allein dieſer war vom Papſt gebannt, weil er nicht gegen die verheirateten Geiſtlichen einſchreiten wollte. So war Biſchof Adalbert von Worms, ein gern geſehener Gaſt und Geſinnungsgenoſſe des Hauſes, mit anſehnlichem Gefolge gekommen. Der Weg war ja nicht weit, denn Adalbert war vor Kaiſer Heinrichs Zorn geflohen und lebte ſeit Jahren verborgen im Kloſter zu Hirſau.

Der Biſchof betrat in koſtbarem Gewande den prunkvoll ausgeſtatteten Hochaltar, ſprach mit tiefem Ernſte das Weihegebet und empfahl die Stätte der Anbetung dem Schutze und der Obhut des heiligen Nikolaus. Feierlich klangen die Geſänge eines Chors von Mönchen, und hell und klar jubelten ihre Lieder zum Höchſten empor. Die Geſchwiſter von Beutelsbach aber ſchwelgten in ſeliger Andacht und ſegneten die geheiligte Stunde.

Im großen Ritterſaale waren die Tafeln gedeckt, und mit beſonderer Sorgfalt waltete die Küche ihres Amtes, denn wenn angenommen werden darf, daß dieſer Adalbert der Bruder Rudolfs von Schwaben geweſen iſt, dann war der hohe Gaſt „von ungeheurem Leibesumfang und Eßluſt."

Den Ehrenplatz nahm der Biſchof ein; zu ſeiner Linken wählte Ritter Konrad, der Herr des Hauſes, ſeinen Platz und zur Rechten die edle Luitgart. Gegenüber ſaß Bruno, und den Abt Wilhelm mochte man in dieſer Geſellſchaft nicht gerne miſſen. „Wohl glänzet das Feſt, wohl pranget das Mahl", und doch wollte eine fröhliche Stimmung nicht recht aufkommen. Man ſprach von den Schrecken des Bürgerkrieges, dem Städte und Burgen, Kirchen und Klöſter ſamt den Menſchen zum Opfer gefallen waren. Man trauerte um den Tod Rudolfs von Schwaben und ſchalt heftig über Kaiſer Heinrich IV. Aufs tiefſte war man beſorgt um das Schickſal Gregors VII., der eben jetzt von dem weltlich geſinnten König belagert wurde und der bis zu ſeinem Tode unnachgiebig blieb gegen Simonie, Prieſterehe und Laien-Inveſtitur. Der Zwieſpalt hatte in Schwaben eine ungeheure Verheerung angerichtet. Da war der Sohn wider den Vater, der Bruder wider den Bruder, der Mönch wider den Abt, der Vaſall wider den Lehensherrn. Der Biſchof erzählte, wie nicht nur Männer aus dem Volke dieſes unſichere Leben fliehen, ſondern daß namentlich auch ganze Scharen aus den edelſten Geſchlechtern herbeidrängen und im Kloſter Ruhe und Frieden ſuchen. Bruno iſt nachdenklich geworden und in ſeiner Seele iſt der Entſchluß gereift, Mönch zu werden. Und zur Beſiegelung dieſer Tat ſchenkte er alsbald ein anſehnliches Stück ſeines Beſitzes an Kloſter Hirſau. Luitgart aber löſte in frommer Rührung ihre beiden goldenen Armſpangen im Gewicht von 15 Unzen und legte ſie in die Hand des Abtes von Hirſau mit der Bitte, einen Kelch fürs Kloſter davon fertigen zu laſſen. Und nun war ſelige Freude im Saal. Die Becher kreiſten, und Mönche ſangen ihre Weiſen bis in die ſpäte Nacht.

Auf einen denkwürdigen großen Tag konnte Konrad von Württemberg zurückblicken. Zum Gedächtnis ließ er alsbald in die Oberſchwelle der Kapelle einhauen, was uns wie durch ein Wunder erhalten geblieben iſt und zu deutſch lautet: „Im Jahre der Fleiſchwerdung des Herrn 1083, im 6. Jahr der Steuerperiode, am 7. Februar iſt dieſe Kapelle geweiht worden von Adalbert, der Wormſer Kirche Biſchof zu Ehren des h. (Nikolaus?)."



Nach einem zeitgenöſſiſchen Ölgemälde.

Schickſale der Burg.

Auf der Burg gingen Grafen und gräfliche Dienſtmannen aus und ein und Ritter und Knappen tummelten ihre Roſſe im Schloßhof und Edelfräulein und Fürſtinnen weilten zu Gaſte. Freilich nicht immer war fröhliches Leben zwiſchen den Mauern; denn gar manchesmal wehten des Krieges Fahnen um den Hügel; fremdes Kriegsvolk ſtampfte um die Burg, und mindeſtens zweimal iſt ſie dem Rachedurſt der Feinde zum Opfer gefallen.

Graf Eberhard war vom König wegen häufiger Verletzung des Landfriedens nach Speier vor den Reichstag geladen. Auf die Klagen, welche die von ihm hartbedrängten ſchwäbiſchen Reichsſtädte erhoben, antwortete er keck und trotzig und verließ Speier, ohne ſich zu fügen. Da ſprach der König die Acht über ihn aus und übertrug die Vollſtreckung den Gegnern des Grafen. Im September 1310 berief er die Ratsmannen und Aelteſten der ſchwäbiſchen Reichsſtädte Ulm, Heilbronn, Wimpfen, Nördlingen und Eßlingen zu ſich nach Speier und befahl ihnen, ihre geſamte wehrhafte Einwohnerſchaft wie einen Mann gegen den Grafen ausrücken zu laſſen, wogegen ſie ſieben Jahre von allen Reichszöllen, Steuern und Dienſten befreit ſein ſollen. In der Tat zeigten die Reichsſtädte, vor allem Eßlingen, großen Eifer in der Bekämpfung des Grafen. Sie fanden auch noch Bundesgenoſſen an den benachbarten Grafen und Herren, die Eberhards Länderſucht verletzt

haben mochte. Den Oberbefehl übertrug König Heinrich dem Konrad von Weinsberg. Im Frühjahr 1311 loderte die Kriegsflamme durch das ganze Württemberger Land. Vom 5. Mai an wurde die Burg Württemberg von Eßlingern, Gmündern, Reutlingern und den erwähnten Grafen und Herren belagert. Die Verteidiger leisteten tapferen Widerstand. Am 22. Mai machten sie einen Ausfall. Anfangs hatten sie Erfolg; sie eroberten das feindliche Lager. Aber statt nun den geschlagenen Feind zu verfolgen, zerstreuten sie sich beutesuchend. Inzwischen ermannten sich die Gegner, sammelten sich wieder, brachen von neuem vor und brachten den Württembergern eine schwere Niederlage bei, die 300—400 Leuten des Grafen das Leben kostete; die anderen stürzten sich in wilde Flucht. Die Burg wurde von neuem eingeschlossen, aber erst am 23. Juli, also erst nach elfwöchiger Belagerung, erobert und von Grund aus zerstört. Bei der Schleifung der Burg scheinen sich die Eßlinger besonders eifrig beteiligt zu haben; zwischen ihnen und Eberhard dem Erlauchten bestand ja auch unauslöschlicher Haß." (G.Bl. 1908.)

Nach dem Frieden zu Eßlingen 1316 ließ Eberhard die zerbrochene Burg wieder aufbauen, nur nicht mehr so stolz und schön. Seine Residenz aber verlegte er nach Stuttgart, während im Schlosse nur noch Vögte ihres Amtes walteten. Und doch hatte die Burg unter den sich öfters wiederholenden Städtekriegen immer wieder zu leiden.

Nach einem mißlungenen Versuch Herzog Ulrichs, sein Land zurückzuerobern, mußte er nach der unglücklichen Schlacht bei Hedelfingen abermals fliehen. Obertürkheim und Uhlbach gingen in Flammen auf, und am 15. Oktober 1519 ließ Herzog Wilhelm von Bayern auch die Brandfackel in Württembergs Stammschloß werfen, und die weintrunkenen Scharen am Fuße des Hügels jauchzten ob dem schaurig-schönen Schauspiel am späten Abend.

Nach der Wiedereroberung des Landes 1534 ließ Herzog Ulrich das Bauwerk erneuern. Diese letzte Burg ist nicht mehr durch Feindeshand zerstört worden. Sie diente weniger mehr als Bollwerk gegen feindliche Angriffe, wohl aber als Zufluchtsort der Umwohner in unsicheren Zeiten. Zu den bekanntesten Burgvögten zählen Johann Wilh. Marz v. 1737—1782 und sein Sohn Johann Friedrich Marz 1782—1811, die bis 1792 zugleich auch das Schultheißenamt von Rotenberg bekleideten. Der Burgvogt betrieb von altersher eine kleine Schenke und konnte den Besuchern ein gutes Glas Burgwein aufwarten. Natürlich bekam die Stammburg immer wieder Besuch von Trägern ihres Namens und deren Verwandten. Herzog Friedrich noch ließ es sich nicht nehmen, den Sommer über einige Zeit im Schloß seiner Ahnen Hof zu halten. Auch Uhland bestieg im Juli 1814 den Altan des Schlosses und nahm Anteil an einem lustigen Gelage in der Bastei. Das

letzte Feſt im Ritterſaal war die Hochzeit des letzten Burgvogtes und Jägers Keller im Juli 1819.

Ein niederer Wall, ein tiefer Graben und drei Ringmauern umgaben das eigentliche Schloßgebäude. Von Untertürkheim her führte eine ſteile Straße zur alten Baſtei, einem viereckigen Turm, der das eiſerne Tor, das Haupttor, enthielt. Ein Fußweg mit 200 Stufen führte von Rotenberg herauf durch ein Torwächterhäuschen zum Jägerhaus, und vom 2. Stock desſelben gelangte man über eine Zugbrücke zur mittleren Mauer.

Nach dem Willen König Wilhelms I. mußte dieſe letzte Burg bis auf den Grund abgebrochen werden.

Am 29. März 1820 wurde feierlich der Grundſtein der Grabkapelle gegen Oſten gelegt. Und zwei hieſige Bürger, Joh. Matthias Friedrich Luz, geb. 23. 2. 1800, und Immanuel Gottlob Berner hatten die Pflicht und die Ehre, darein gemauerte Urkunden als Zeugnis für ſpätere Jahrhunderte aufs ſorgfältigſte zu bewachen.

Der Rotenberg.

Seht ihr dort die Bergkapelle
Goldbekreuzt im Abendſtrahl?
Friedlich glänzt ſie, himmliſchhelle
Niederwärts ins grüne Tal.

Sei gegrüßt, erlauchter Hügel,
Herzblatt meines Schwabenlands!
Lieblich in des Neckars Spiegel
Malt ſich ab dein Rebenkranz.

Fühlſt den Hauch entſchwundner Zeiten
Leis um deinen Scheitel wehn,
Sahſt der Erde Herrlichkeiten
Kommen und vorübergehn.

Biſt du doch die Königswiege,
Trugſt das alte Grafenhaus,
Wo dereinſt zu Kampf und Siege
Zog der Wirtemberger aus.

Nimmer wehn des Krieges Fahnen
Droben jetzt in ſtiller Luft;
Denn die Wiege hoher Ahnen
Ward geweiht zur Fürſtengruft.

Dort in jenes Tempels Runde
Schläft ein edles Königspaar,
Das vereint in kurzem Bunde
Seinem Volk zum Segen war.

Dort beim Staub der Frühbeklagten,
Wo er ſelbſt ſein Bett beſtellt,
Hat man ihn, den Hochbetagten,
Ihr im Sarge zugeſellt.

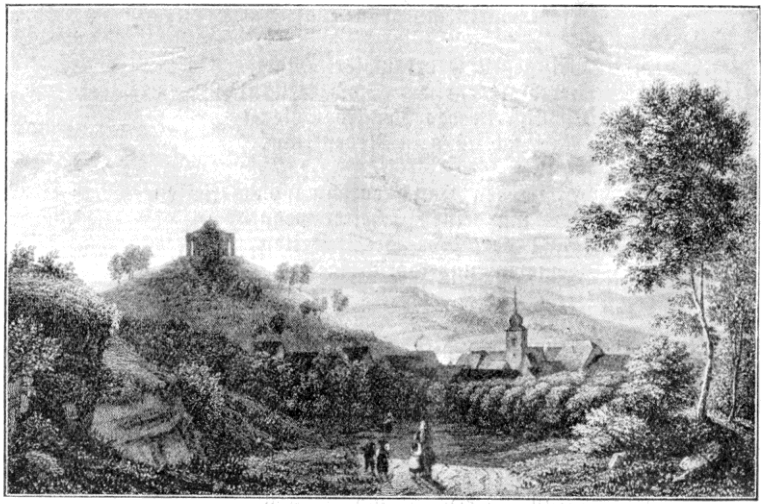
Doch die Traube reift noch immer
Friſch an deiner Rebenwand,
Und gekrönt vom Sonnenſchimmer
Blickſt du auf ein ſchönes Land.

Friedlich rauſcht im alten Bette
Dir vorbei der Neckarfluß;
Schmucke Dörfer, ſtolze Städte
Schmiegen ſich um deinen Fuß.

Menſchen kommen und vergehen,
Alles Fleiſch verdorrt wie Heu.
Gottes Thron bleibt ewig ſtehen,
Seine Gnad iſt täglich neu.

Und das goldne Kreuz dort oben
Ruft dem Volk im Tale zu:
„Wenn der Erde Glanz zerſtoben,
Droben winkt die Sabbatruh'!“

Karl Gerok.



Stahlſtich von E. Willmann.

Um 1840.

Nikodemus Friſchlin als Gefangener und ſein Verräter.

Der geniale Dichter Nikodemus Friſchlin, der ſchon in ſeinem 21. Lebensjahr Profeſſor der Geſchichte und Poeſie in Tübingen war, hatte das allerdings zuchtloſe Junkertum durch beißenden Witz und ätzenden Spott in Schrift und Rede ſchwer verletzt und dadurch den Haß des Adels und ſeiner Amtsgenoſſen in vollſtem Maße auf ſich geladen. Daß dem ſo war, bekam er deutlich zu fühlen, als er im Jahre 1585 im „Löwen“ zu Stuttgart übernachtete. Einem Unbekannten, der allein mit dem Dichter zu Tiſche ſaß, wollte er zutrinken. Aber barſch und grob fuhr ihn dieſer an: „Ich friß und ſauf mit Euch nit!“ Die Adeligen im Saale aber, die auf Friſchlins Anweſenheit aufmerkſam geworden waren, haben ihm eine ſolch ſchreckliche Nacht bereitet, daß er geglaubt hat, „da werde ſein Kirchhof ſein“.

Herzog Ludwig war zu ſchwach, gegen den Adel aufzutreten. So kam das verhängnisvolle Jahr 1590. Friſchlin wurde auf der Flucht ergriffen, und am 12. April brachten vier Reiter den Gefangenen auf Burg Württemberg, wo ihm ein Gemach angewieſen wurde, in dem zuvor ein ſpaniſcher Mönch eingekerkert geweſen war.

Burgvogt Marſchalk hatte ein Herz für den Unſchuldigen, ließ ihm tags über ſeine Freiheit und lud ihn ſogar an ſeinen Tiſch. Er wehrte es auch nicht, wenn der Schultheiß von Rotenberg, der Schulmeiſter von Untertürkheim und ſein Weib mit Friſchlin zuſammen ein Glas Wein tranken und bei Kegelſpiel und Karten die trüben Stunden des Gefangenen zu kürzen ſuchten.

Aber allzu früh hat man an maßgebender Stelle davon Kenntnis erhalten. Und die gereizten herzoglichen Räte meinten: „Es wäre auch dem Burgvogt zu befehlen, ihn mit Lieferung nicht köſtlich zu halten, ſondern ihm über jede Mahlzeit Suppen und Fleiſch und ein Gemüß, und alſo zwei Gericht, auch des Tags nur ½ Maß Weins zu geben. Und dieweil auf Wirtenberg keine ſolche Verwahrungen und Gemach, darinnen man ſeiner geſichert, wären dem Burgvogt Springen (Feſſeln) hinauf zu ſchicken, beneben einer Perſon oder zwei, die ihm ſolche anlegen helfen.“ Der Herzog gab dem Drängen nach, doch Feſſeln anzulegen geſtattete er nicht.

Als Friſchlin von dem herzoglichen Willen Kenntnis erhalten hatte, war er ſehr niedergeſchlagen. Er hielt es für geraten, verſchiedene Schriftſtücke, in denen er ſich gegen das Verhalten der Regierung wendete, in ſichere Hände zu übergeben. Seiner Umgebung glaubte er vollſtes Vertrauen entgegenbringen zu dürfen. So bat er den Boten, der die Hiobsbotſchaft gebracht hatte, den Wächter Michel von Rotenberg, zu ſich in ſein Gemach. „Michel,“ ſagte er und legte die Hand auf ſeine Schulter, „würdeſt du einen

Dienſt für mich tun? Dann übergieb dieſe Briefe niemand anders als meinem Bruder Jakob.“ — „Du kannſt dich auf mich verlaſſen. Mein Ehrenwort!“ ſagte Michel und gab ihm „die Fauſt drauf“.

Michel iſt hinausgegangen und nach wenigen Minuten ſchon hat der Treuloſe ſein Manneswort gebrochen und ſchnöden Verrat geübt. Denn die Schriftſtücke waren in des Burgvogts Hand, der ſie alsbald durch Michel ſelbſt pflichtgemäß dem Herzog bringen ließ, und das Unheil war geſchehen.

Es iſt Karfreitag. Dem Dichter Friſchlin iſt es ſchwer ums Herz, drückend ſchwer. Unberührt läßt er das Eſſen abtragen. Die blühenden Bäume rings um den Hügel und die jubelnden Vogelſtimmen haben keinen Reiz. Nein, umſo mächtiger erwacht die Sehnſucht nach der Freiheit. Mit einem Aufſchrei aus gepreßtem Herzen, mit einem tiefen Seufzer aus unausſprechlichem Weh wirft ſich Friſchlin, ſchon lange ehe der Tag zu Ende iſt, auf ſein einſames Lager und ſchwere Träume quälen noch den Schlafenden.

Am Himmel ballen ſich dunkle Gewitterwolken zuſammen. Wuchtige Donnerſchläge grollen um die Burg und zuckende Blitze beleuchten grell die dunklen Gefängnismauern. Da plötzlich hallt ein hartes Stampfen durch die Nacht. Vor dem Burgtor ſind 5 Reiter mit 6 Pferden und begehren Einlaß, indem ſie den Wächtern ein herzogliches Schreiben übergeben. Gegen 10 Uhr ſtehen die Bewaffneten vor Friſchlins Lager. Sie reißen den Ahnungsloſen aus ſeinen Träumen, verbinden ihm die Augen mit einer ſchwarzen ſpaniſchen Kappe und führen ihn in den Burghof hinaus. Bald ſaß der Gefangene gebunden auf dem 6. Roß. Und mit Fackeln und Laternen trabte die Gruppe über die Burgbrücke nach Hohenurach, wo Nikodemus Friſchlin noch im ſelben Jahre einen tragiſchen Tod finden ſollte. Michel ſtand mit einem anderen Wächter am Tor und blickte lange dem traurigen Zuge nach. Karfreitag ging zu Ende. Vor Michels Seele aber ſtand das Bild des Judas, der ſeinen Herrn verraten.

Ein ſonderbarer Junker.

Der Vorſommer des Jahres 1616 hatte wenig Regen gebracht, und Tag für Tag trank die Juniſonne mit heißer Gier vom Naß der Erde. Tiefer und tiefer bohrten die Strahlen aus dem weiten Himmelsraum und breite Riſſe im Boden öffneten tauſend Wege zum Lebensnerv der Quellen. Kein Wunder, daß auch das Rinnen aus dem Gießfaßhähnlein des einzigen Dorfbrunnens immer dürrer und ſpärlicher wurde. Und ſollten die durſtigen Rinder, die in der Sommerhitze den Tag über auf der Weide zähes und trockenes Gras gerupft hatten, am Abend einen vollen Trog finden, dann mußten ſich alle Dorfbewohner äußerſter Sparſamkeit befleißigen. Ja, als die Dürre noch empfindlicher wurde, war man genötigt, Waſſer von Uhlbach und Untertürkheim mit vieler Mühe heraufzuſchaffen. Und wie froh war die Bernerin an ihrer Nachbarin, der Bubeckin, wenn ihr dieſe über den Mittag einige Liter zum Kochen der Suppe leihen konnte.

Droben aber in des Burgvogts Behauſung und Garten ſchaltete und waltete ein fremdländiſcher Junker, Fabio Campani von Piſa. Dieſer hochfahrende „welſche Edelmann“ pfiff auf alle Sorgen und Nöte der Dorfbewohner und hegte den anmaßenden Wahn, das Brünnlein im Dorf fließe nur für ihn. So füllten denn auch die Burgknechte rückſichtslos Butten und Gießkannen, und am Abend ſtanden die brüllenden Kühe vor einem Nichts und leckten mit heißer Gier am feuchten Holz. Und wenn die Blitze drohend neben den Häuſern zur Erde fuhren, dann blickte der Bürger lange und ſorgenvoll in den Feuerſee, den Campani hatte ausſchöpfen laſſen. In des Junkers Haushalt aber herrſchte eine Verſchwendung, als ob es noch nie mehr Waſſer gegeben hätte und die Gewächſe des Burggartens wurden übermäßig beſchüttet. Einſtmals, es war Mitte Juni, da ſtanden die Hirtlin und die Bühlmaierin, Lenz Viſcherin und Hans Jerg Striegels Wittib mit aufgeſtülpten Hemdärmeln am Brunnen, um Waſſer zu ſammeln für die Wäſche, die endlich wieder einmal gewaſchen werden mußte. Als ſich nach langem Warten auch die letzte Gelte unter dem Gießfaßhähnlein zu füllen begann und die Frauen immer noch bekümmert und eifrig über die Nöte der Waſſerarmut verhandelten, da ſtürmte der eigennützige Junker mit drohend geballter Fauſt auf die Gruppe ein und verlangte mit ſchriller Befehlsſtimme, das Waſſer ſofort zu leeren, denn das gehöre ihm. Und ehe die erſchrockenen Weiber zu Wort gekommen waren, hat der Ungeſtüme ihre Gelten mit roher Hand zu Boden gezerrt, ſodaß die wertvolle Gottesgabe unnütz vergeudet ward. Dann aber zog der jähzornige Welſche ſeinen Dolch und ſetzte den beſtürzten Wäſcherinnen durch Schimpfen und Fluchen, mit Verwünſchen und Drohen derart hart zu, daß ſie mit leeren Händen von dannen eilten. Als der Junker Tags darauf von mehreren Männern ob ſeines gewalttätigen Benehmens zur Rede geſtellt wurde, „da hat er ſich ohnſinnig geſtellt, ſie grobe Bauernbengel geſcholten, iſt über den Britter-

zaun herumgeſprungen mit einer geladenen Büchſen und hat unter die Bürgerſchaft ſchießen wollen", und es wäre Schlimmes geſchehen, wenn nicht das energiſche Eingreifen der Tagwächter dem tollen Gebaren des ſauberen Edelmannes ein Ende bereitet hätte. Noch in derſelben Woche aber wurde ein Schriftſtück mit der Darlegung des widrigen Sachverhalts dem Obervogt von Cannſtatt übergeben mit dem Beifügen: „Alſo bitten wir, Schultheiß und geſchworene Bürger all auf dem Rotenberg mit ſamt unſern Weibern und Kindern, weil der Herr Junker unſer feindliche fürgeſetzte Obrigkeit iſt, wolle der Herr Vogt umb Gottes Willen ſich unſerer armen Bürger annehmen und ſolches unverzüglich unſerem gnädigen Fürſten und Herrn anbringen, ehe der welſch Edelmann ein Mord begeht, wie er täglich droht." Bald darauf wurde Campani zwar nicht abberufen, wie man erwartet hatte, aber er wurde ernſtlich ermahnt, ſich des Waſſers wegen in die Zeit zu ſchicken, wie die Bürger im Dorf unten.

Freilich ein dicker Trennungsſtrich iſt zwiſchen dem Junker und den Ortsbewohnern geblieben. Iſt noch vom Jahr 1614 zu leſen, Fabio Campani halte ſich ſtill, weſentlich und eingezogen, er beſuche die Predigt fleißig und tue den Armen viel Gutes, ſo muß ſchon drei Jahre ſpäter geklagt werden, der Edelmann habe ſonderbare Verrichtungen, er rühme ſich ſeiner Freiheit und beſuchte ſeit über einem halben Jahr keine Kirche mehr zum großen Aergernis für andere. Was da zu machen ſei, fragte der damalige Pfarrer von Uhlbach bei ſeiner vorgeſetzten Behörde an. Und die Antwort lautete: „er ſoll ſein Officium tun, den Brunnen laufen laſſen, wöllen ſie nicht Waſſer holen, mögen ſie Durſt ſterben, und das beſt iſt, daß ſie kein Ketzerei anfangen."

Fabio Campani ſonderte ſich immer mehr ab und war bald ein mißtrauiſcher Einſiedler. Sein merkwürdiges Tun ließ auf Phantaſterei ſchließen. Als er im Herbſt des Jahres 1625 leidend wurde, ſuchte er Hilfe bei einem Zauberer in Otterbach. Der Trinkſtüber, den er mit einem Brief dorthin geſchickt hatte, kam dann auch zurück mit dem Gutachten, in des Junkers Nachbarſchaft wohnten zwei Unholdinnen, die ihm die Krankheit angetan hätten. Der abergläubiſche Campani ſchenkte dieſer Botſchaft vollen Glauben. Und als ihn eines Tages der „Teufelsmann" beſuchte und der Zufall es wollte, daß ihnen der Mann einer vermeintlichen Miſſetäterin begegnete, äußerte er ganz unverhohlen: „Das iſt der Hexenmann." Dieſe verleumderiſche Bemerkung hatte gehäſſige Feindſchaft zur Folge, die oft ins Handgreifliche ausartete. Der Winter kam und das war die Zeit, wo Burſchen und Mädchen, Männer und Frauen bald da, bald dort zuſammenkamen. Beim matten Schein der Oellampe ſurrten die Spindeln und der Tabak qualmte. Aber auch luſtige Reden flogen herüber und hinüber. Die Neuigkeiten des Tages gaben einen beliebten Geſprächsſtoff, und manches Abweſende wurde gründlich verhechelt. So war auch Campani einmal der Gegenſtand eingehender Betrachtung. Es verſteht ſich, daß über dieſen Mann

viel zu ſagen war; denn ſein Umgang mit dem Teufelsmann, ſeine Roheit und die Heimlichkeit ſeines Tuns öffneten die Tore zu den mannigfaltigſten und ſonderbarſten Vermutungen und zu berechtigtem Tadel, ſodaß auch die ſonſt ſo wortkarge Brezingerin mit ſtaunenswerter Redegewandtheit und mit großem Eifer ihre Meinung breitſchlagen konnte. Und dabei wurde auch der Gedanke angeregt und mit allſeitiger Zuſtimmung ſehr lebhaft beſprochen, man ſollte dem abergläubiſchen Junker einmal einen Poſſen ſpielen. Dieſen Gedanken ließ ſich beſonders ein jugendlicher „Verhüter“ von Großheppach durch den Kopf gehen und bald war der Entſchluß gefaßt. Als der welſche Edelmann von ſeinem abendlichen Trunk heimgekehrt war, lehnte der Burſche eine hölzerne Gabel vor deſſen Haustür, hängte alte Lappen daran und ſchüttete Unrat in ſeinen Garten. Mit großem Argwohn betrachtete Campani am andern Morgen das Geſchehene. Alsbald erſtattete er Anzeige und glaubte, die vermeintlichen Hexen und den Verhüterburſchen der verdienten Strafe zuführen zu können. So gab es ein langwieriges Verhör, bei dem die ganze Karzgeſellſchaft und viele andere als Zeugen zu erſcheinen hatten, und verſchiedene mußten Tage und Wochen in Unterſuchungshaft zubringen. Der Verhüter aber ſchmachtete volle 18 Wochen im Gefängnis, bis ſein Tun endlich als ungefährlich angeſehen und dem jugendlichen Uebermut zugeſchrieben wurde. Der Junker wurde ſchließlich dazu verurteilt, die nicht unerheblichen Koſten der langen Verhandlung zu bezahlen, und er konnte ſchließlich noch froh ſein, daß die Vergütung der „Azungskoſten“ für den Burſchen vom Staat übernommen wurde. Der Ausgang dieſes Prozeſſes machte den Welſchen mürbe. Endlich konnte die Ruhe im Dorf wieder Einkehr halten, und das war bitter nötig, denn rings herum in deutſchen Landen tobte der 30jährige Krieg, und ſeine grauen Schatten legten ſich auch ſchon über unſere Gegend.

Wie ſehr aber die damalige Zeit im Aberglauben befangen war, zeigt auch die Aufzeichnung, daß im 17. Jahrhundert ein Rotenberger Burſche regelrecht Klage führte gegen ein Uhlbacher Mädchen und in allem Ernſt behauptete, das Mädchen habe ihm etwas zu eſſen gegeben und dadurch erzwungen, daß er nicht mehr von ihr laſſen könne, obwohl er ſie nicht heiraten wolle.

Der Hallſtatthäuptling auf dem Württemberg.

Es mag vor über 2222 Jahren, alſo um 400 v. Chr. geweſen ſein. Eine leichte Schneedecke war noch am Nachmittag hart gefroren, als eine luſtige Jagdgeſellſchaft vom Kernen herüber heimwärts trabte. Bellende Hunde ſprangen an den flinken Roſſen empor und auf Schlitten lagen erlegte Wildſchweine und ein prächtiger Rieſenhirſch. Allen voran ritt ein jugendfriſcher Häuptling auf einem mutigen Rappen. Die krauſen Locken ſeines dunklen Haares flatterten im Winde und ein wohlgepflegter Schnurrbart zierte das fein raſierte Geſicht dieſes vornehmen Mannes. Sein eng anliegendes Gewand aus grobem Linnen war unter dem koſtbaren Pelzmantel kaum ſichtbar. Raſch verſchwanden die Jäger mit einem brauſenden Hallo hinter dem Ringwall der Fliehburg auf dem Württemberg.

Vor der niederen, aus Holz und Lehm erbauten und mit einem Strohdach überdeckten Hütte wurde abgeſeſſen. Knechte brachten die Pferde in den großen Stall, worin ſchon zahlreiche Rinder behaglich wiederkauten. Einige Knaben, die eben ihrem Schneemann zwei ſchwarze Augen eingeſetzt hatten, rannten wildjauchzend herbei und betrachteten eingehend die erlegten Tiere. Inzwiſchen näherte ſich die Herrin des Hauſes, eine ſchlanke, mittelgroße Frau. In ihrem langen tiefdunklen Haar ſchimmerten zierliche Spängchen. Goldene Ringe zierten die Ohren und um den Hals hing eine koſtbare Kette aus Bernſtein- und Gagatperlen. Ein weißes Linnenkleid, welches kunſtvoll mit braunem Pelzwerk beſetzt war, hing loſe über die Schultern und wurde von einer kahnförmigen Gewandnadel, Paukenfibel genannt, zuſammengehalten. Mit Leder gefütterte Reifen aus getriebenem Bronzeblech ſchmückten die Arme.

Der Häuptling begrüßte ſeine Gemahlin und trat mit ihr in den wohlig durchwärmten Innenraum ſeines Hauſes. Als der ſchwere Mantel abgelegt war, ſetzten ſich die beiden auf eine Bank bei der Feuerſtätte in der Mitte der Behauſung. Hier erzählte der Jäger mit ſichtlicher Freude von dem wohlgelungenen Tagewerk. Unterdes nahm er den ¼ Meter langen ſtählernen Dolch aus der bronzenen Scheide, rieb das ſchwitzende Metall mit einem Haſenfell ſorgfältig trocken und betrachtete lange den goldverzierten, leicht gebogenen Griff. Dann löſte er das kunſtvoll bearbeitete Schloß und hing den ledernen Gürtel ſamt dem Dolche, dem Zeichen ſeiner Würde, an die Wand. Vor einem langen Schwerte mit beinernem Griff blieb er ſinnend ſtehen und gedachte dabei ſeines Vaters, der ihm dieſe Waffe kurz vor ſeinem Tode verehrt hatte. Vor Jahrhunderten hatten ſeine Vorfahren mit ſolchen Schwertern ihre Heimat mit gutem Erfolg verteidigt. Inzwiſchen hatte aber das Land den Segen einer langen Friedenszeit genießen dürfen

und das junge Geſchlecht verſtand es nicht mehr, die Waffen gewandt zu führen. Im Hintergrunde des großen Raumes wurde noch eifrig gearbeitet. Eine Magd ließ die Spindel ſurren und drehte lange Fäden aus Werg; ein Knecht ſaß hinter dem Webſtuhl und warf behende das Schifflein herüber und hinüber und ein anderer ſaß vor einem rundlich vertieften Granitblock und zerrieb mit einem handlichen Stein die harten Fruchtkörnlein zu Mehl. Die Frau des Hauſes hatte nun das Mahl bereitet und legte ſoeben nochmals dürre buchene Scheiter auf den mächtigen Schilfſandſtein, daß das Feuer wieder hell aufflammte und qualmender Rauch die Decke ordentlich ſchwärzte, ehe er durch die Dachluken einen Ausgang fand. Jetzt eilten auch die Kinder in die erhellte Stube; denn draußen dunkelte es ſchon. Die Futterzeit im Stalle war ebenfalls zu Ende. Sämtliche Hausbewohner ſammelten ſich im Schein des flackernden Feuers um den langen Tiſch beim Herde. In großen Tonſchüſſeln, deren Ränder wunderſchön verziert waren, wurde friſche Milch aufgetragen. Auf dem Roſte gebratenes Rindfleiſch und rauhes, aber nahrhaftes Brot ließen ſich die Gäſte trefflich ſchmecken. Bald war die Mahlzeit beendet. Aller Augen blickten erwartungsvoll auf den Häuptling, denn ſtets wußte er am Abend etwas zu erzählen, ſei es aus der Geſchichte ſeines Volkes oder ſei es eine Sage. Es lag tiefer Ernſt auf ſeinem Geſicht, als er diesmal zu erzählen begann: „Heute ſind gerade zehn Jahre verfloſſen, ſeit mein Vater zur letzten Ruhe gebettet wurde. Es war ſein Wille, daß man ihn nicht verbrenne, wie dies in früheren Zeiten Sitte geweſen ſei, ſondern daß man ihn im Sarge beiſetze. Ein ſtattlicher Leichenzug bewegte ſich langſam gegen Oſten. Sämtliche Angehörige unſerer Sippe, Hirten von der Höhe des Schurwaldes und Bauern aus der weiten Ebene waren gekommen, um ihren Häuptling zu beweinen. Auf dem Tannenſchopf am Rande unſerer Beſitzungen habe ich eine Grabſtätte richten laſſen. Ueber dürrem Eichenlaub ruht die Bahre. Zwei farbenprächtige Tongefäße, gefüllt mit Speiſe und Trank, ſtehen daneben. Der Verſtorbene trägt ſeine ſchönſten Kleider. Waffen und Schmuck wurden ihm beigelegt. Auch das Lieblingspferd mußte am ſelbigen Tage ſterben; nebenan wurde es begraben. Geſchickte Zimmerleute erſtellten über dem Sarg eine niederes Holzgewölbe, und ſchließlich wurde ein großer Hügel aus Erde aufgeſchüttet. Ein Kreis von Steinen umſchließt dieſe Erdburg, und darauf ſteht nun ein ſchön gehauener Malſtein. „Aber, Vater, wozu haſt du dem Großvater ein Pferd, Waffen und Speiſe mitgegeben?“ fragte der ältere der beiden Söhne. „Wir glauben, daß unſere Toten nicht im finſteren Grabe bleiben müſſen. Der mächtige Gott unſeres Stammes wird den Großvater einſt erwecken und ihn in ein Reich ewiger Freude führen. Der Weg dorthin iſt aber weit; darum kann eine Stärkung zuvor nichts ſchaden. Damit man aber

dort oben erkennt, welch angeſehene Stellung unſere Vorfahren auf Erden eingenommen haben, wurden ihnen Schmuckſtücke, Waffen und Pferde beigegeben.“ Das Feuer war am Erlöſchen, als der Häuptling ſeine Erzählung beendet hatte. Kinder und Eltern, Knechte und Mägde ſuchten ihre Lagerſtätten auf und ſchliefen alle auf weichem Moos, in warme Felle gehüllt.

Der kalte Winter war vorübergegangen. Es war gerade Frühlingsanfang und die Sonne hatte ſchon die erſten Gräslein an den ſüdlichen Hängen zu wecken vermocht. Da ſtiegen von der Höhe des Kappelberges dunkle Rauchwolken empor. Eine luſtig praſſelnde Flamme verzehrte das ſchöne Rind und die vollkommenen Früchte auf dem breiten Altare aus grobkörnigem Stubenſandſtein. Es war ein hoher Feſttag. Alte und Junge von den zerſtreut liegenden Höfen machten ſich ſchon in der Morgenfrühe auf, um gemeinſam zu feiern. Andächtig umſtand die Sippe ihren Häuptling von Württemberg, als er laut zu reden begann: „Wir haben uns nach altem Brauch auf dieſer geweihten Höhe verſammelt, um die Götter unſeres Volkes zu verehren. Dies Opfer ſoll ein Ausdruck unſeres Dankes ſein; denn wir alle haben den Frühling wieder begrüßen dürfen. Es ſoll aber auch ein Bittopfer ſein. Möchten die Götter des Himmels die Früchte unſerer Felder auch in dieſem Jahre ſegnen und uns den Frieden erhalten!“ Milde lächelte die Frühlingsſonne auf die glückliche Schar. Wie ſtrahlten die Geſichter beim fröhlichen Schmaus! Von Winterfreuden und Familienglück gab es gar viel zu erzählen. Munteres Lachen, luſtiges Singen hallte durch die linde Frühlingsluft und das junge Volk flog im Tanz um den Opferaltar.

Da galoppierte auf ſchnaubendem Roß ein Reiter von Kleinaſpergle mit wild verzerrtem Geſicht auf den Häuptling zu und rief mit ſchriller Stimme unter die Menge: „Ich bring Euch ſchreckliche Kunde!“ Mit einem Schlag war aller Lärm verſtummt. Schreckensbleich drängten ſich alle zu dem Fremdling heran, der ſtockend alſo zu erzählen begann: „Unſer Fürſt von Pflugfelden hat heute vernehmen müſſen, daß die Helvetier ihren Wohnſitz in Gallien verlaſſen hätten und mit einem ſtarken, kriegsgeübten Heer heranrückten. An einen Widerſtand zu denken, ſei ausgeſchloſſen. Der Stamm ſoll in ſüdöſtlicher Richtung fliehen und müſſe verſuchen, im Salzkammergut eine neue Heimat zu finden.“ Dumpfe, lähmende Verzweiflung legte ſich auf die Gemüter, und es brauchte Minuten, bis wieder Leben unter die Menge kam. Dann aber ſtob alles fluchtartig auseinander. Jedes eilte heimwärts und überlegte, was etwa noch gerettet werden könnte. Auch der Häuptling ſetzte ſich aufs Pferd und ritt ſinnend zum Württemberg herüber. „Ach, nun erſt ſehe ich, wie ſchön dieſes Land iſt!“ ſeufzte er. An eine Nachtruhe war nicht zu denken. Während man ſich oben zum Abmarſch rüſtete, ſtrömten von allen Seiten die Bauern und Hirten der Gegend

mit ihrer Habe dem ſchützenden Berge zu. Schon um Mitternacht waren die dumpfen Hufſchläge ſchwer beladener Pferde in der Fliehburg hörbar. Immer vielſtimmiger hallte das Brüllen der Rinder in die Nacht hinaus. Schafe blökten vor den Wällen und Hunde bellten wild durcheinander. Als die Sonne ihre erſten Strahlen über die Gegend ſchickte, ſtand der Häuptling ſchon auf dem Wall und blickte ſcharf hinunter über die weite Ebene. Bald tauchten am weſtlichen Horziont keltiſche Reiter auf. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Mit raſchem Entſchluß riß ſich der Häuptling von ſeiner geliebten Heimat los, ſchwang ſich auf ſeinen treuen Rappen und ritt dem langen Zuge voran. Bald war die Filderebene erreicht. Tränen rollten über die Wangen des Führers, als er einen letzten Gruß herüberſchickte zum Württemberg und zum Tannenſchopf. Von den nachrückenden Kelten getrieben, wanderte die Sippe immer weiter und weiter in ſüdöſtlicher Richtung, bis die Flüchtlinge ſchließlich bei ihren Stammesgenoſſen in Hallſtatt im Salzkammergebiet eine neue Heimat fanden.

D' Rot'berger.

Wer unſer Dörflein beſucht und um ſich blickt, der iſt leicht geneigt, die Menſchen glücklich zu preiſen, die eine ſolche Perle unter den Landſchaften ihr eigen nennen dürfen. Gewiß, auch der Rotenberger hat ein offenes Auge für dieſes Geſchenk der Natur, und mit ganzer Liebe hängt er an ſeiner ſchönen Heimat. Aber, wer auf einem Hügel wohnt, und ſei es mitten im geſegnetſten Weingelände, der weiß, daß ihn die Sorge um des Lebens Nahrung und Notdurft ſchwere Arbeit und harten Schweiß koſtet. Millionäre wachſen auf dieſem Fleck Erde nicht, aber geſunde und arbeitsfrohe Menſchen.

Darum wurde unſere Höhe auch verhältnismäßig ſpät erſt bevölkert. Den erſten Bewohnern bot die Burg mit ihren gräflichen Bewohnern Arbeit und Brot. Die Einwohnerzahl aber wuchs und die von der gräflichen Familie um 1320 verlaſſene Burg verlangte nur noch wenig dauernde Dienſtleiſtungen. So mußte die Bevölkerung allgemein zum Weinbau übergehen.

Das allmähliche Anwachſen zeigen folgende Zahlen:

1600	etwa 140 Einwohner	1650	150 Einwohner
1700	200 Einwohner	1750	350 Einwohner
1800	390 Einwohner	1856	536 Einwohner
1900	545 Einwohner	1925	660 Einwohner

Die Rotenberger waren von Anfang an niemand untertan und niemand zu Dienſt verpflichtet als dem Hauſe Württemberg, wofür ihnen aber ſeit uralten Zeiten ausgedehnte Freiheiten eingeräumt worden waren. Nur drei von Sielmingen zugewanderte Bürger werden um 1550 genannt, die pflichtſchuldigſt, als „leibeigene Leut, demſelben Kloſter zugehörig", alljährlich ihre Leibhennen nach Denkendorf bringen mußten. Auch auf die Gebühren des Hauptrechts beim Tode eines Leibeigenen hatte das Kloſter Anſpruch erhoben.

Obwohl anfangs nur von einem Weiler die Rede iſt, der in das Gericht nach Untertürkheim gehörte, werden doch ſchon 1526 ein eigener Schultheiß und beſondere Geſchworene in dieſem Flecken genannt.

Das Amt eines Schultheißen begleiteten u. a.: Jörg Hammer 1526, Jerg Oexle 1561, Valentin Geyder 1574, Albrecht Keck 1602, Georg Geyder 1603, Mich. Fayh 1642, Georg Bubeck 1654, Peter Zoll 1670, Georg Klingler 1677 bis 1687, Hans Jakob Laißle 1688—1704, Martin Wilhelm 1718—32, Burgvogt Joh. Wilh. Marz bis 1782, Joh. Jak. Bernh. Wilhelm bis 1802, Joh. Friedr. Koch 1803 ff., Joh. Wilh. Berner bis 1835, Phil. Friedr. Currle 1835 bis 1865, Joh. Friedr. Bubeck 1865—1903, Ernſt Berner 1903—18 und Heinrich Dinkelacker ſeit 1918.

Nimmt man noch dazu die oft genannten Namen Deile, Idler, Michel, Münzenmaier, Pfingſttag, Wünſch und Würtele, und vergleicht dieſe mit den jetzigen, dann bekommt man ein Bild von dem ſtarken Wechſel in unſerem Dorfe. Nur drei bzw. vier Namen haben ſich durch die Jahrhunderte hindurch gehalten: Berner und Perner (von Bär), Bubeck (von dem Vornamen Buobo), Lutz und Luz (von Ludwig). Currle und Kurrle (von curren) ſind 1746 bzw. 1758 von Uhlbach eingewandert. In der Wählerliſte ſtehen heute 450 Namen; darunter ſind nicht weniger als 104 Berner, 71 Currle und Kurrle, 45 Lutz und Luz und 40 Bubeck.

Zwei Drittel der Bewohner ziehen ihre Nahrung aus dem Boden der kleinen Markung, insbeſondere aus Weinbergen, aber auch aus Obſtgärten, Beerenanlagen und Blumenpflanzungen. All ander Tag fahren Autos mit Rhabarber, Spargeln, Brockelerbſen, Bohnen, Zwiebeln, Tomaten, Kirſchen, Pfirſichen, Pflaumen, Zwetſchgen, Birnen, Brechobſt und Blumen auf den Stuttgarter Markt und nach einigen Stunden ſind auf jedem heimwärts fahrenden Wagen viele frohe Geſichter von Verkäuferinnen zu ſehen. Das war nicht immer ſo. Vor 200 Jahren wurde überhaupt keine Marktware gepflanzt, denn es gab nur Wald und Weinberge. Späterhin aber mußten die Erzeugniſſe auf Kopf und Rücken ſtundenweit getragen werden. Und wenn man müde von der zentnerſchweren Laſt am Ziel ankam, ſo ſah man häufig keine andere Abſatzmöglichkeit, als eine Treppe um die andere hinaufzuſteigen und die Waren pfundweiſe um billigen Preis anzubieten. Waren die Körbe leer, ſo ſtärkte man ſich gewöhnlich an einem Stück Schwarzbrot aus der Taſche und pilgerte alsbald heimwärts; denn zu Hauſe rechnete man mit jedem Kreuzer. Doch wird auch von einem erzählt, der kein Geld in der Taſche habe leiden mögen. Dieſer Mann habe einmal einen Korb Zwiebel nach Ludwigsburg getragen und dort gut abgeſetzt, hernach aber bei frohem Zechen das Heimgehen faſt vergeſſen. Als er am andern Morgen ganz leer heimgekommen ſei, habe er gutmütig gemeint:

„Kretta, Hoga, Zonna,
älles hen ſe g'nomma!“

Ein ſchwaches Drittel der Bevölkerung muß ſeinen Erwerb bei der Induſtrie im Tale unten ſuchen.

Manche Rotenberger haben ſich nach auswärts verheiratet und viele wohnen drüben über dem Meer. Aber ſie ſind nur dem Raum nach von uns geſchieden. Ein einzig liebes Wort genügt, dann taucht das Dörflein mit ſeiner ganzen Schönheit in der Seele auf. Ein einziger Brief weckt tauſend liebe Erinnerungen und vor Freude und innerem Weh zugleich möchte das Herz zerſpringen.

Der Rotenberger hängt mit ganzer Liebe an ſeiner Heimat, am Heimatboden, der ihn und ſeine Vorfahren ſo viel Schweiß gekoſtet hat. Er iſt geſund und kräftig geblieben bei dieſer Arbeit und klares, nüchternes Denken iſt ihm eigen. Vor allem liebt er edlen Geſang. Da iſt es die Pflege des Männergeſangs. Es ſteht feſt, daß ſich ſchon im Jahre 1848 ein Rotenberger Liederkranz an einem Schwäbiſchen Sängerfeſt in Cannſtatt beteiligt hat. Davon wird im Geſchichtsbuch des Schwäbiſchen Sängerbundes berichtet, daß dieſer Liederkranz damals als einziger ländlicher Verein mit einer öffentlichen Belobung ausgezeichnet worden iſt, weil ſeine Leiſtungen allgemein aufgefallen ſeien. Im Jahre 1926 durfte der Turnverein-Singchor Liederluſt ſein 25jähriges Jubiläum feiern. Sangesfrohe Männer aus allen Schichten der hieſigen Bevölkerung ſchließen ſich zuſammen und pflegen edlen Männergeſang, ſich ſelbſt und andern zur Freude. Und in manchem Wettgeſang iſt die Fahne mit ehrenden Siegeszeichen geſchmückt worden.

Im Jahre 1889 hat Pfarrer Beutter den Kirchenchor ins Leben gerufen, 37 Jahre lang geleitet und die Gottesdienſte und geſelligen Feiern mit Geſängen bereichert. In manchem Kirchenkonzert hat der Chor gezeigt, mit welcher Gründlichkeit und hingebender Liebe bei den Singproben gearbeitet wurde. Von der Treue und Anhänglichkeit aber zeugen die bejahrten Baßiſten Adolf Currle, Chriſtian Kurrle und Karl Auguſt Berner, die nun 40 Jahre lang zu den aktiven Sängern zählen.

Ja, der Rotenberger ſingt gerne und er hält es mit dem Wort: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Leben lang.“ Darum: „Wo man ſingt, da laß dich ruhig nieder. Böſe Menſchen haben keine Lieder!“

Freiheitsbrief vom Jahre 1478.

„Wür Ulrich Graf zue Württemberg vnnd Mömpelgardt, Bekennen vnnd thuen kundt offenbahr, mit dißem Briefe, Nachdem bißhero die vnſern zue Rothenberg, bei vnßerm Schloß Württemberg gelegen; In Anſehung deß hartten Sitz, damit Sie an demſelben End für andere die vnſern beladen ſeindt von vnſern Alten Vorforderen Löblichen Gedächtnuß mit etlichen Freyheiten begnadet worden ſeyen, die Sie auch biß vff vnß alſo hergebracht haben, ohne eintrag meniglichs; Nun vnß, daß ihnen dieſelbe ihre Freyheiten hinfüro deſto baß Beſtändiglicher vnd uffrechter gehaltten werden, vnd darinnen ihnen künftig Zeith, deſto minder Irrungen begegnen möchten, So haben Sie vnß anrueffen und piten laßen, ihnen dieſelben ihr alt hergebrachte Freyheiten zue Beſtättigen, Allſo haben wür angeſehen Ihr merckliche nothdurft vnd das getrewe Darlegen, So wür bißhero in vnßere Kriegsgeſchäfften von ihnen alls vnßere gehohrſamen armen Leuthen geſpühret haben, vnd hinfüro derſelben zue verſicht gegen ihnen auch ſehen wollen, vnd daßelb geſehen haben für vnß vnßere Erben, vnd nachkommen, dieſelb ihr alt hergebrachte Freyheiten beſtetiget beſtettigen ihnen auch die mit dißem Brüef, wie die hernach von Wortt zue wortten geſchrieben ſtehendt Item daß die obgenannte vnßere Arme Leuth vnnd Ihre Nachkommen fürohin zue öewigen Zeiten vnnß- vnſere Erben vnnd Nachkommen nicht ſchuldig ſein ſollen zuegeben, weder Faßnachthennen, Umbgeltt, Landſchaden, Vogthabern oder Haubtrecht, ſondern deroſelben unnd all anderer Dienſt, die Landtſchafft beruehrendt, Es were Raiſen vß- vnnd in dem Land, oder anderm, auch ob in die Vogtey Candſtatt Gelt geſchlagen würde, Sie zue Leyhen- vnd geben frey ſein vnd darumb in keinen Weeg angefordert oder darzu getrungen werden, weder von vnß, vnßern Ambtleuthen, oder Jemandts von vnſertwegen, doch were Sach, daß Sich yber Kurtz oder lange Zeit begeben, daß wür vnßern Erben oder Nachkommen in Vnſerm Lannd eine gemeine Schatzung gegen den vnßerigen fürnemmen würden, den zwainzigſten oder zehenden Pfennig zue geben, darinnen ſollen ſie ſich auch nicht widern, ſondern deßſelb nit münder ſchuldig vnd verbunden ſein zue thuen, dann wie andere die vnßern; Es ſollen auch dieſelben vnſere arme Leuth jährlichs geben ein gewöhnliche Steur, vnd zue erkanntnuß ſolcher obgemelten Gnaden vnd Freyheiten hinfüro zue oewigen Zeiten ſchuldig vnd verbunden ſein vnßer Schloß Württemberg mit ſambt den Wächtern, ſo zue jederzeit ohngefährlich daſelbſt ſeindt, helffen in Kriegsläufften zue bewachen, nach ihrem beſten Vermögen, vnd auch ſo offt ſich begebe, daß man in ſolchen Kriegsläufften oder andere abgeſagte Feindtſchafften die Sturm Leüthen

würde, bei ihren geſchwohrnen Ayden demſelben vnßern Schloß für ander zue lauffen vnd das bewachen helffen, zum treulichſten vnd beſten; Were aber Sach, daß Sichs yber kurtz oder lang begebe, daß ſich ein gemeiner Land Krieg erhebte, dardurch wür Ihnen vnd andern, den vnſern gebiethen würden, zue flehnen, ſo ſollen ſie Sich von Stundt an mit ihren Leuthen vnd Guettern, in vnßer Schloß Württemberg thuen vnd darinnen zue End auß deſſelben Kriegs bleiben, vnd darauß nicht kommen, dann mit verlaubnuß eines jeden vnßers Burgvogts, die obgenannte vnßere arme Leuth ſollen auch hinfüro ſchuldig ſein, die weeg zue dem obgenannten Schloß Württemberg allwegen nach nothdurfft zue beßern, vnnd hinfüro auch für Sie vnnd Ihre Nachkommen verbunden ſein, Jemandts zue Ihnen ziehen laßen, Er bringe dann glaublichen Schein ſeines Mann-Rechtens, daß Ihnen wie einem andern Biedermann zue trauwen und zue glauben ſeye, alles ohngefährlich.

Vnnd deß zue Urkundt haben wür ihnen dieſen Brief mit vnſerm anhangenden Inſigill verſiglet, geben zu Stuetgarten am Donnerstag nach St. Johannis des heyligen Täufers Tag, nach der Gebuhrt Chriſti, als man zahlt Tauſend vier hundert Siebenzig und Acht Jahre."

Dieſer Freiheitsbrief wurde von Herzog Eberhard III. wörtlich beſtätigt und erweitert am 26. Februar 1655.

Die Urkunde iſt von unſern Vorfahren aufs ſorgfältigſte gehütet worden. Als im Lande allerhand Kriegsvolk einquartiert war, kam man auf den Gedanken, das wertvolle Schriftſtück zwiſchen Holz zu legen und in die Kirchenwand einzumauern. Aber, ach, als man im Jahre 1676 wieder darnach greifen wollte, mußte die Bürgerſchaft mit großem Schrecken wahrnehmen, daß Näſſe und Kalk derart geſchadet hatten, ſo daß die Schrift unleſerlich geworden war. Doch Herzog Eberhard Ludwig ließ ſich erbitten, von dem gleichlautenden Originalbrief in Stuttgart eine Abſchrift fertigen zu laſſen, welche dann an die erfreute Gemeinde ausgehändigt wurde. Der Freiheitsbrief hat erſt nach der Ablöſung im Jahre 1848 ſeine Bedeutung verloren.

Kampf um die Freiheiten.

Hart bedroht waren die verbrieften Freiheiten zur Amtszeit des Juden Süß-Oppenheimer, deſſen Grundſatz lautete: „Weg mit Rechten, Freiheiten und Ständen! Der Herzog iſt Herr und alles gehört dem Herrn.“ Im Juni 1730 hat Herzog Eberhard Ludwig befohlen, daß überall Umgeld erhoben und dafür das kleine Schänkmaß eingeführt werden müſſe. Schultheiß, Bürgermeiſter, Gericht, Rat mit 13 Perſonen und vier anweſende Gemeindedeputierte ſahen ſich in einer Zwangslage und gaben ihre Einwilligung gerade zu der Stunde, als die übrigen Bürger nach Uhlbach zur Kirche gegangen waren. Schultheiß Wilhelm iſt zur Abſchwörung des Umgelds nach Cannſtatt beſtellt worden und damit war die alte Freiheit zunächſt preisgegeben. Aber es zeigten ſich bald untragbare Folgen, weshalb ſich unter der Bürgerſchaft eine wachſende Unzufriedenheit breit machte, die ſich ſchließlich in einer ausführlichen und ſehr eindringlichen Bittſchrift an die Regierung Luft verſchaffte. Darin wird bitter geklagt, daß nunmehr der Wein nicht mehr abgeſetzt werden könne. Es fehle an einer Durchgangsſtraße, und der ſchlechte und ſteile Weg halte die Fuhrleute fern. Leute aber, die die Wälder beſuchen, Fremde und Nachbarn hätten früher hauptſächlich des großen Maßes wegen eingekehrt. Seit Umgeld verlangt werde, ſeien die Bewohner genötigt, ihren Wein größtenteils ſelber zu trinken. Dadurch wäre aber ihre einzige Einnahmequelle verſiegen gegangen. Erſt bei Karl Alexanders Regierungsantritt hat eine weitere Eingabe, der ſich auch die Gemeindevertreter anſchloſſen, Gehör gefunden, weil er ſeine „vätterliche Liebe werktägig bezeugen wolle“. Freilich nur kurze Zeit dauerte dieſe Herrlichkeit; denn den Herzog reute ſeine Milde, weil er Geld brauchte. Die Klagen verſtummten erſt 1744, als das verbriefte Recht wieder hergeſtellt war. Im Jahre 1806 aber hat Rotenberg ſeine Umgeldsfreiheit endgültig verloren, und am 28. November 1828 beſchloß der Gemeinderat, von weiteren Eingaben abzuſehen, weil ja doch jede Mühe vergebens ſei.

Am 9. Juni 1691 wurde eine Familienſteuer eingeführt. In Rotenberg werden 100 Gulden gewaltſam eingetrieben. Alle Vorſtellungen helfen nichts, weil kein einziger Ort im ganzen Herzogtum davon befreit ſei. Man wolle aber gnädigſt geſchehen laſſen, daß die von Rotenberg leidlicher als andere Orte gehalten werden.

Mehr Glück hatten die hieſigen Bürger, als im Jahre 1736 eine Schutz- und Vermögensſteuer von der Landſchaft verlangt wurde. Man ſoll ſie „um der beſonders bei ihnen waltenden Umſtände willen dermalen frei laſſen“, entſchied Herzog Karl. Eine Befreiung vom Dreißigſten gelang

1707; aber eine Eingabe betreffend einen Militärbeitrag im Jahre 1764 war von gegenteiligem Erfolg.

Der Jagensfreiheit wegen wurden die alten Rotenberger manchmal heftig angegriffen und von den Umwohnern befeindet. Um 1700 war auf dem Waiblinger Rathaus die Abschrift eines Vertrags vom Jahre 1550 verlesen worden. Der Extrakt soll in einem nicht mehr auffindbaren Forstlagerbuch gestanden und von Schultheiß Oexlin und Aberle Müller von Rotenberg unterzeichnet worden sein. Darnach wäre die hiesige Gemeinde verpflichtet gewesen, dem Hause Württemberg je und allwegen in Hagens- und Jagenszeiten zu dienen. Schultheiß Klingler jedoch erkannte diese Abschrift nicht an und beharrte unnachgiebig darauf, daß die hiesige Gemeinde bishero gänzlich befreiet gewesen. Einstmals wurden mehrere Männer vom Burgvogt aufgefordert, bei einer Schweinsjagd auf hiesiger Markung behilflich zu sein. Diese führten zwar die Hunde in den Wald, weigerten sich aber, weitere Dienste zu tun. Dafür erhielten sie vom Forstamt Schorndorf einen Strafbefehl von zehn Gulden. Aber die Bürgerschaft stand einmütig hinter der bedrohten Freiheit. Es wurden zwei Vertreter gewählt, die nicht eher ruhen sollten, bis das alte Recht wieder hergestellt sei. Nicht weniger als 15mal mußte man sich den Einspruch der beiden Männer in Stuttgart gefallen lassen. Und es scheint, daß ihre Bemühungen von Erfolg gewesen sind, denn in einer Aufzeichnung von 1821 ist zu lesen, daß die Gemeinde bisher die Jagensfreiheit genossen habe.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte das Ende der Privilegien. Herzog Friedrich II. hatte zwar bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1797 die Vorrechte nochmals genehmigt. Allein der nimmersatte Eroberer Napoleon verlangte Menschen und Geld, und zwar so viel, daß von 1806 an auf Militär- und Steuerfreiheit einzelner Orte keine Rücksicht mehr genommen werden konnte. Alle späteren Vorstellungen um Wiederherstellung des alten Rechts blieben erfolglos. Am 14. April 1848 endlich verzichtete Rotenberg auf alle seine Vorrechte dem Oberamt gegenüber und erhielt dafür ein Ausgleichungskapital von 2400 Gulden ausbezahlt.

Hochwacht und Lärmkanone.

Seit altersher waren die hiesigen Bürger verpflichtet, die Wächter für Burg Württemberg zu stellen und bei drohender Kriegsgefahr derselben getreulich beizustehen. Als aber die Zeiten sich änderten, ist aus der Schirmpflicht gegen die Burg eine Feuerwache zugunsten der Umgebung gebildet worden.

Burgvogt und Schultheiß Marz hatte die gesamte Bürgerschaft aufs Rathaus berufen. Er war beauftragt, die neue Feuerordnung vom 12. Januar 1752 bekanntzugeben und daran zu erinnern, daß allein dem Burgersmann und nicht geringen Buben und Knechten die Wache zukomme. Gleichzeitig mußte auch eine Neueinteilung für die nächste Woche vorgenommen werden.

Morgens 6 Uhr meldete sich Heinrich Koch beim Burgvogt. Der Tagwächter machte seine Runde zwischen den Mauern und durch den Burghof und beobachtete fleißig die Umgebung. Nach jeder Viertelstunde hatte er sich an einer bestimmten Stelle des Schloßgrabens zu präsentieren. Von 12 Uhr an versah Karl Winzelburger den Dienst in derselben Weise. Am Nachmittag aber ging der Vogt auf ihn zu, überreichte ihm einen Brief mit dem Auftrag, denselben nach Waiblingen zu besorgen. Ohne Säumen machte sich Karl Winzelburger auf den Weg, nachdem er zuvor seinen Weggang dem Büttel im Dorfe gemeldet hatte, der dann bis zur Wiederkehr des Wächters einen Stellvertreter zu schicken hatte.

Die Wache vor Mitternacht stellten Jerg Diehl und Jonatan Currlen gemeinsam. Der erstere machte seinen Gang durch das schlafende Dörflein zur Burg hinauf und schrie mit den bekannten Versen des Nachtwächterliedes die Stunden aus. Jonatan Currlen aber hatte die Hochwacht zu versehen, patrouillieren zu gehen und parat zu sein. Mit seinem eisenbeschlagenen Stock tat er nach jeder Viertelstunde vor dem Eingangstörle des Schlosses einen kräftigen Schlag auf einen Stein und drei nach jeder Stunde. Ehe Burgvogt Marz zu Bett gegangen war, hatte er sich überzeugt, daß die Wächter auf ihren Posten waren.

Pünktlich um 12 Uhr hatte sich die Ablösung für den Rest der Nacht eingefunden. Joseph Berner rief eben die zweite Nachtstunde aus und Adolf Bubeck hielt auf der Mauer Ausschau. Da gewahrte er gegen Westen einen unruhigen Lichtschein. „In Münster brennt's!“ rief er vor des Burgvogts Wohnung. Dann eilte Joseph Berner so schnell als möglich durchs Jägerhaus über die Mauer, die lange Steintreppe hinab ins Dorf und sein schrilles „Feurio!“ riß die Menschen aus ihrem Schlafe. Zwölf Magistratspersonen eilen schnurstraks zur Burg hinauf, schütten vorsichtig sechs Pfund Pulver in die Lärmkanone und gleich warnt ein mächtiger Alarmschuß die Menschen im Tal vor der drohenden Gefahr. Die anderen Männer aber hatten die Feuerbutten, wovon jeder Bürger einen besitzen mußte, rasch umgehängt Als die meisten auf dem Wäsemle versammelt waren, führte sie ein Obmann

in Eilmärſchen auf den Brandplatz nach Münſter. Wohl war ein Haus ſchon abgebrannt; aber es gelang, das verheerende Element von den anderen Gebäuden fernzuhalten.

Es war ſchon Tag, als die Feuerwehr zurückkehrte. Und auf eine ſolche Tat mußte eine entſprechende Stärkung folgen. Die Burgvögtin und ihre Magd hatten ſchon die Schankſtube gerichtet; denn wer Brunſt gelaufen, hatte ein Anrecht auf ½ Maß vom Fleckenwein. Der Obmann aber, der Schultheiß und alle Gerichts- und Ratsverwandten, welche ſich beim Stuck zum Lärmenſchießen eingefunden hatten, ſollten ein ganzes Maß erhalten. Natürlich haben die wackeren Feuerwehrleute auch dem guten Burgwein aus des Vogts eigenem Keller tüchtig zugeſprochen. Und beim Löſchen des Durſtes kam die Rede in immer regeren Fluß. Man erzählte ſich von den Feuersbrünſten in Stuttgart, Cannſtatt und Fellbach. Einmal ſeien einige Bürger ſchwer beſtraft worden, weil ſie ſich geweigert hätten, Brunſt zu laufen. Die Magiſtratsmitglieder hätten diesmal ihre Sache gut gemacht; denn erſt 1731 und 1748 ſeien bei einem Feuerſignal das Geſchütz mitſamt der Lafette vollſtändig zerſprungen.

Als die Sonne höher ſtand und zur Arbeit mahnte, zerſtreuten ſich die Männer. Damit es aber an Pulver nicht fehle bei künftigen Gefahren, beauftragte der Burgvogt zwei jüngere Bürger, noch am ſelben Tag gegen Belohnung einen Zentner von Ludwisburg herbeizuſchaffen. Die Lärmkanone meldete den Bewohnern der Umgegend jede Feuersgefahr und man konnte ſich unbedingt auf ſie verlaſſen.

Einmal aber, es war am 30. Juli 1810, da hatte ein Schreckſchuß unnötigerweiſe Alarm gemacht. Das ging ſo zu. Reinhold Wünſch war vor Mitternacht auf ſeinem Poſten und waltete ſeines Amtes mit der ihm eigenen Gewiſſenhaftigkeit. Die Sonne war längſt hinter dem Burgholzhof verſchwunden und es iſt recht dunkel geworden, weil erſt Neumond geweſen war; nur tauſend Sterne glänzten am hellen Julihimmel über der ſchlafenden Landſchaft.

Als drunten im Tale die Glocke 11 Uhr geſchlagen hatte und Reinhold Wünſch wieder über die Mauer blickte, da gewahrte er etwas verſchwommen im Weſten eine dunkle Rauchwolke. „Feurio!“ rief er und ſprang in wenigen Sätzen die Steintreppe hinunter, und Ernſt Zimmer, ſein Mitwächter, rannte auch und beide ſchrien mit vereinten Stimmen durch die Gaſſen: „Feuer, Feuer!“ In aller Eile ſchlüpften die Bürger in die Kleider. Die Magiſtratsmitglieder nahmen Pulver mit, ein ganzes Kiſtchen voll, hinauf zur Lärmkanone. „Fertig!“ ruft der Schütze. Und ſchon krachte ein gewaltiger Schreckſchuß und weckte die Schlafenden ringsum aus ihren Träumen.

Der Obmann aber kommandierte: „Marſch, marſch!“ Und mit Fackeln und Leitern und Butten geht's talabwärts. Zuerſt wollte man am Platze ſein und retten und löſchen. In Untertürkheim und Cannſtatt hatte man ſich auch die Augen ausgerieben, als die eilende Löſchmannſchaft vorüberging. Tatendurſtige und Neugierige ſchloſſen ſich an. Es ging über die Neckar-

brücke, Stuttgart zu; denn weil jenſeits des Hügels keine Gefahr drohte, mußte drüben der Flammenherd ſitzen. Bald war die Höhe erreicht. Aber welch ein Bild! Da lag die Hauptſtadt ruhig im Schlafe, und nirgends, aber auch gar nirgends war Feuer zu entdecken. Die Feuerwehrmänner blickten einander an und ſchüttelten die Köpfe; immer aufdringlicher fragten die Neugierigen. „Kehrt marſch!“ befahl der Obmann, und es war noch ſtockfinſtere Nacht, als ſich der Zug im Heimatdörfchen auflöſte.

Aber der geſtrenge Amtmann in Cannſtatt hat es übel aufgenommen, daß die Stadt ſo ganz ohne Grund aus dem Schlaf geriſſen worden war, und gab den Befehl, der Magiſtrat möge ſich alsbald verantworten. Der 1. Auguſt war ein Regentag. Fuhrmann Rommel mußte einſpannen und die Magiſtratsherren fuhren Cannſtatt zu. Warum ſie die ganze Gegend alarmiert hätten, forſchte der Amtmann und hatte dazu eine ernſte Amtsmiene aufgeſetzt. Allein die Angeklagten waren guter Dinge, denn ſie waren ſich keiner Schuld bewußt. „Herr Amtmann,“ ſagte der Sprecher, „unſer Wächter hat in der Ferne ſehr ſtarken Rauch aufſteigen ſehen. Dann muß auch irgendwo Feuer geweſen ſein.“ — „Allerdings,“ ſagte der Amtmann und ſein Geſicht heiterte ſich auf, „ich habe in Erfahrung gebracht, daß zur ſelben Zeit in einer Ludwigsburger Fabrik etwas verbrannt worden ſei, was einen ſehr ſtarken Rauch verurſacht habe. Aber wie kommt ihr dann nach Stuttgart zum Löſchen?“ — Die Magiſtratsherren zuckten die Achſeln: ‚Dann haben wir halt die Richtung verfehlt. Aber gebrannt hat es doch!“

Wohlgemut fuhren die Ratsmitglieder davon. Im Hirſch kehrten ſie ein. Bald war die ganze Löſchmannſchaft verſammelt. Man lachte vergnügt über das nächtliche Abenteuer und die Gemeindeverwaltung ſpendete jedem Beteiligten ein Maß Wein vom Beſten.

Mit dem Abtragen der Burg iſt ohne Zweifel auch die Lärmkanone verſchwunden. Am 9. Juli 1838 hat der Gemeinderat beſchloſſen, die allgemeine Verpflichtung zur Feuerwache aufzuheben und dafür zwei bezahlte Nachtwächter anzuſtellen, die aber auch die Stunden ausrufen mußten, wie es ſeit Jahrhunderten geſchehen iſt. Aber die neue Zeit ging ſchließlich darüber hinweg. Ein Stillwächter bediente von 1899—1905 die Kontrolluhr und hernach der Polizeidiener nach dem Abbieten. Nun iſt auch dieſer letzte Reſt dahin und die Gegenwart mit ihrem elektriſchen Licht, mit Fernſprechleitungen und Feuerwachen verzichtet auf den uralten Dienſt des Nachtwächters.